

Annie Sanders



Jetzt  
kann ICH'S DIR  
ja sagen

Weltbild

Ihr letzter Tag. Und was danach geschah.

Lucy kann nicht glauben, was ihr der Wahrsager prophezeit: Sie hat nur noch kurze Zeit zu leben? So ein Quatsch! Doch dann kommt sie ins Grübeln. Was, wenn es morgen tatsächlich vorbei wäre? Ist sie wirklich mit sich im Reinen?

Lucy beschließt, in ihrem Leben aufzuräumen und fortan jedermann ganz offen die Meinung zu sagen. Und sie will all die verrückten Dinge tun, für die sie bisher zu brav war. Oder zu schüchtern: Dem attraktiven Richard wird sie nach all den Jahren endlich reinen Wein einschenken!

Doch der vermeintliche Todestag verstreicht. Und Lucy hat plötzlich jede Menge Probleme. Die Liebeserklärung auf Richards Anrufbeantworter ist nur eins davon ...

Annie Sanders

# Jetzt kann ich's dir ja sagen

Roman

Aus dem Englischen von Antje Nissen

# **Weltbild**

## **Die Autorinnen**

Annie Ashworth und Meg Sanders sind ein britisches Autorenduo. Annie Ashworth ist Journalistin und Werbetexterin, Meg Sanders ist Verlegerin. Sie lernten sich bei einem Geburtenkurs kennen und erstellten eine Website, in der sie Korrekturarbeiten anboten, was jedoch erfolglos blieb. Schließlich kamen sie auf die Idee, einen Roman zu verfassen. Heute sind die beiden in England mit Sachbüchern und Romanen erfolgreich.

Die englische Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel Famous last words bei Orion Books / The Orion Publishing Group, London.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Genehmigte Lizenzausgabe © 2020 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2010 by Wordright Ltd.

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2012 by Rowohlt Verlag GmbH

Alle Rechte an der deutschen Übersetzung von Antje Nissen bei der Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: iStockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-96377-379-2

Nimm das Leben nicht so ernst. Man kommt eh nicht lebendig da raus.  
Elbert Hubbard

# Wie alles anfing

Das Mondlicht musste mich geweckt haben, als es durch das Fenster auf mein Gesicht fiel. Kaum war ich wach, fingen meine Gedanken an zu kreisen, und ich konnte nicht mehr einschlafen. Da sitze ich nun, eingekuschelt in meine Decke auf meinem Lieblingssessel. Ich weiß nicht genau, wie spät es ist, weil meine Armbanduhr auf dem Schminktisch im Zimmer nebenan liegt. Doch der schmale Grünstreifen, den ich etwas pompös als meinen «Rasen» bezeichne, ist in Mondlicht getaucht, es muss also zwischen zwei und drei Uhr morgens sein.

Ich ziehe mir die Decke enger um die Schultern und trete ans Fenster. Ich liebe diese Fenstertüren – sie sind fast doppelt so hoch wie ich und der Grund, weshalb ich diese Wohnung gekauft habe. Während die Immobilienmaklerin noch von der Nähe zum Zentrum schwärmte, hatte ich mich bereits in die hohen Decken und Holztüren dieses alten viktorianischen Hauses verliebt und entschieden. Ich konnte mir uns beide nur zu gut darin vorstellen, die gemeinsam verbrachten Weihnachtsfeste – in dieser Nische der Christbaum, unter dem sich Nats Geschenke stapelten.

Der Wohnungskauf war für lange Zeit der letzte spontane Akt geblieben. Bis ich vor kurzem beschloss, die über Jahre zurückgehaltene Spontaneität innerhalb weniger Tage nachzuholen.

Ein Fuchs schleicht vorsichtig durchs Gras und lässt mich aufmerken. Ich beobachte, wie er die Schnauze in die Luft reckt, wittert und sich dann rasch davonmacht. Vermutlich eine Füchsin, die in Mülltonnen nach Nahrung für ihre Jungen sucht. Ich kann ihre Einsamkeit nachfühlen. Auch ich habe in der Vergangenheit in Secondhandläden und auf den Wühltischen der Supermärkte nach Schnäppchen gesucht.

Aber jetzt stehe ich hier und betrachte mich in der Fensterscheibe, in der sich mein Lächeln spiegelt. Mein Leben wurde in den letzten Wochen völlig auf den Kopf gestellt, und ich glaube nicht, dass ich die Frau wiedererkennen würde, die früher hier gewohnt hat. Bevor die außergewöhnlichste Zeit ihres Lebens begann. In der sie dachte, alles wäre aus. Die Frau, die ich war, bevor ich Micah traf.

Es ist inzwischen so spät, dass es sich kaum noch lohnt, ins Bett zurückzugehen. Außerdem könnte ich vermutlich sowieso nicht schlafen. Aber was soll's, dann erzähle ich eben die ganze Geschichte von vorn.

# Kapitel 1

Montag

Mein Name ist Lucy Streeter. Ich hieß schon immer Streeter. Natürlich habe ich mir als Schülerin versucht vorzustellen, wie es wäre, zu heiraten und einen neuen Nachnamen zu haben – wie alle anderen Mädchen auch. Ich war fest davon überzeugt, mit achtundzwanzig voller Stolz sagen zu können: «Ich bin Mrs. Bloggs», aber dazu kam es dann nicht.

Also ist Lucy Streeter nach wie vor das, was drauf steht und drin ist. Nicht dass ich es bereue, meinen Namen behalten zu haben, keinesfalls! Es erspart einem jede Menge Missverständnisse und ist viel unkomplizierter.

Ich mag es, wenn die Dinge unkompliziert sind. Genau genommen hat sich alles in meinem Leben jahrelang nach demselben Muster abgespielt, seit Nat zur Schule und später dann zum Studium nach Leicester ging – und nachdem ich dann irgendwann aufgehört hatte, heulend in sein Zimmer zu rennen und an seinen Sachen zu schnuppern. Doch bis Nat fünf Jahre alt war, war mein Leben alles andere als unkompliziert. Als alleinerziehende Mutter musste ich für unseren Lebensunterhalt sorgen und gleichzeitig alle um mich herum versuchen zu überzeugen, ich sei noch immer so jung und unbekümmert wie eh und je. Wie gut und sorgenfrei man als junger Mensch lebt, begreift man erst, wenn man selbst eine so große Verantwortung übernehmen muss.

Was mein Vater als meinen «Niedergang» bezeichnete, lag in einer Eigenschaft begründet, die meine Großmutter wiederum «Dickköpfigkeit» nannte. Als Teenager war ich nicht nur stur, ich fühlte mich auch von meinem Vater durch dessen eisernen Willen und Arroganz ständig herausgefordert und tat alles nur Erdenkliche, um ihn zu provozieren. Einschließlich Verabredungen mit den unmöglichsten, unpassendsten Typen, die ich finden konnte. Wir lebten damals in der Nähe von Warwick, in einem weitläufigen Viertel mit Häusern, die man heutzutage bürgerlich nennen würde und die, abgesehen von minimalen Details, alle gleich aussahen. Meine Eltern sind pragmatische Leute und hatten sich für das Haus entschieden, weil mein Bruder, Chris, und ich zur Schule laufen konnten. Er zu seiner netten Privatschule für Jungen, ich zu meiner netten Privatschule für Mädchen, nur einen Hügel weiter.

Mein Schulweg führte durch einen Park, was in der Anfangszeit, als Mum mich noch begleitete, kein Problem war. Manchmal hielten wir unterwegs sogar an, damit ich auf dem Spielplatz schaukeln konnte. Und wenn sie besonders gute Laune hatte, kaufte sie mir ein Eis in dem Café mit dem Strohdach, gleich neben dem Teich. Mum saß dann auf der Bank und sah zu, wie ich kopfüber vom Klettergerüst hing. Ingeheim hoffte ich mehr als einmal, ich würde mich spektakulär auf die Nase legen, um später in der Schule mit einem stattlichen blauen Fleck angeben zu können.

Der Nachteil war, dass ich auf dem Nachhauseweg regelmäßig die Kinder von der städtischen Schule traf, die in die Gegenrichtung nach Hause unterwegs waren. Mit vierzehn oder fünfzehn Jahren ging ich allein zur Schule. Auf dem Hinweg war es einfach,



den anderen Kindern aus dem Weg zu gehen, da unser Unterricht früher anfang als ihrer – ein weiterer Beweis unserer intellektuellen Überlegenheit –, doch auf dem Rückweg, wenn ich weder Musikproben noch Training hatte, sah ich sie über die Brücke durch den Park kommen. Sie waren laut, angeberisch, rauchten Zigaretten und taten so, als wollten sie sich gegenseitig in den Fluss schubsen. Und dann standen sie vor mir: Neil Bartlett und seine Clique.

«Er sieht ganz schön scharf aus», hatte meine Freundin Kate immer gekichert, wenn wir zusammen unterwegs waren. Und sie hatte recht. Mit seinen zerzausten dunklen Haaren und seinen dichten Augenbrauen, die über der Nasenwurzel zusammengewachsen waren, war er die personifizierte Coolness. Sein Hemd hing ihm immer aus der Hose, und die Krawatte seiner Schuluniform saß grundsätzlich schief. Auf seiner Schultasche standen Sprüche mit Tipp-Ex geschrieben. Ich mochte «I Think We're Alone Now» von Tiffany und fand «Time of My Life» toll (ich kann mich nicht erinnern, wer die Nummer gesungen hat). Er stand auf die Beastie Boys, trug Basecap und eine schwere Gliederkette mit überdimensionalem VW-Anhänger um den Hals.

Ich habe Dirty Dancing viermal angesehen. Er bevorzugte Full Metal Jacket und RoboCop. Doch für mich, die ich dämlich, naiv und romantisch war, war er mein Heathcliff, der Held aus Sturmhöhe. Natürlich wusste ich, dass er nicht der Richtige für mich war, trotzdem erschauerte ich vor Aufregung und sexuellem Erwachen, als er mich im Park an sich zog und hart und ungeschickt auf den Mund küsste.

Ich weiß mittlerweile gar nicht mehr, wie wir eigentlich zusammengekommen sind. Wahrscheinlich haben wir irgendwann einfach mal angefangen uns zu unterhalten, als wir uns im Park bei den Ruderbooten über den Weg liefen. Wie Romeo und Julia, deren Familien sich auch nicht ausstehen konnten. Kate, die seinerzeit mit einem Laternenpfahl geflirtet hätte, war wohl für den ersten Kontakt verantwortlich, und nach nur wenigen Tagen log ich Mum bereits an, bei den Proben werde es spät werden, und ging immer länger aus. Neils Kumpel verzogen sich irgendwann, und auch Kate (die taktvoll genug war, um zu merken, wenn sie das fünfte Rad am Wagen war) ließ sich bald abschütteln. Dann konnten er und ich endlich loslegen.

Keine Ahnung, worüber wir uns eigentlich unterhalten haben, da unsere einzige Gemeinsamkeit darin bestand, in der gleichen Stadt zu wohnen. Aber ich weiß noch, dass ich viel Zeit damit verbrachte, ihm dabei zuzuhören, wie er prahlte – Ichbin-ja-so-toll-Gerede vom Feinsten –, und dass ich innerliche Kämpfe ausstand, weil mir seine Berührungen so sehr gefielen, ich aber auch nur zu gut wusste, dass es mir nicht gefallen sollte.

«Du bist total schickimicki», sagte er mir immer und immer wieder, und aus seinem Mund klang das wie Kritik.

«Er ist so gewöhnlich», platzte mein Vater heraus, als er dank meines Bruders Chris und dessen blöder Kommentare beim Mittagessen von meinem neuen Schwarm erfuhr. Und das war definitiv als Kritik gemeint.

In den Augen meines Vaters hatte ich ein Kapitalverbrechen begangen. Er hatte für mein Schulgeld tief in die Tasche gegriffen, nur um zu verhindern, dass ich mich mit Typen wie Neileinließ. Mein Plan war also aufgegangen.

Wir trafen uns heimlich während des restlichen Sommerhalbjahres. Ich vermasselte sämtliche Abschlussprüfungen, weil ich zu beschäftigt damit war, von Neil zu träumen. Meine Eltern wurden daraufhin zur Schulleitung zitiert, und der Direktor konnte sich überhaupt nicht erklären, was aus mir und meinem Lerneifer geworden war.

«Daran ist nur dieser verdammte Kerl schuld», hatte mein Vater auf dem Nachhauseweg gepoltert. «Du bist noch viel zu jung für so eine Art von Beziehung – ganz besonders mit Typen wie dem –, du ruinierst dir dein ganzes Leben. Man bekommt nur eine Chance, das weißt du doch!»

Der Tiefpunkt meines Niedergangs kam, als meine Eltern nach Darlington fuhren, um Tante Jayne zu besuchen. Chris und ich weigerten uns mitzufahren, da wir schon wussten, wie langweilig es dort sein würde. Die Aussicht darauf, zwei maulende Kinder im Wagen zu haben, genügte, meinen Dad zu überzeugen, uns zu Hause zu lassen. Mir war klar, dass Mum nicht gerade begeistert davon war, schließlich war sie auch nicht von gestern. Kaum dass der Wagen unsere Auffahrt verlassen hatte, verzog sich mein Bruder zu einem Kumpel, und somit stand meinem Treffen mit Neil nichts mehr im Weg.

«Komm schon, sie werden niemals etwas davon erfahren.» Ich erinnere mich noch genau an seine Worte, an seine Lippen, die so dicht an meinem Ohr waren, dass mir die Knie zitterten. Und an die Erregung, die sich mit entsetzlicher Angst vermischte, als ich ihn ins Haus bugsierte und hoffte, dass die Goughs von nebenan nichts bemerkt hatten.

Man braucht nicht besonders viel Phantasie, um sich vorzustellen, was dann geschah. Keine störenden Unterbrechungen, das ganz neue Gefühl einer weichen Matratze statt der dornigen Büsche am Flussufer – angereichert mit einer Menge überkochender Teenagerhormone und einer Portion Neugier.

Zufrieden mit meiner Teenagerrebellion, begann ich, Neil sanft abzuschütteln, und erfand bald immer öfter Ausreden, warum ich ihn nicht treffen konnte. Ich merkte erst viel später, dass ich schwanger war. Diese Geschichte ist wichtig, weil sie einiges erklärt. Nämlich warum ich bin, wer ich bin. Warum ich immer noch Lucy Streeter bin. Und warum ich trotz allem noch immer das Mädchen bin, das an einem stickigen Samstagnachmittag im Juli im Alter von siebzehn Jahren seine Zukunft an Neil Bartlett verschwendet hat.

Es erklärt auch, warum ich in den letzten zehn Jahren, seit ich ein Stück weiter die Straße hoch nach Leamington Spa gezogen bin, jeden Morgen die Haustür hinter mir zuziehe und die Warwick Road entlanggehe. Ich weiche den Müllbeuteln aus und ärgere mich, dass jemand sie einfach auf die Straße gepfeffert hat, biege dann schließlich in die Paradise Street ein, kaufe an Deepaks Kiosk eine Zeitung und schließe meinen Laden auf. So vergehen die Tage. Eintönig und unkompliziert, weil ich die Verantwortung für meinen Sohn trage, und vielleicht auch, weil alle dachten, ich würde auch diese Aufgabe in den Sand setzen. Lieber führe ich ein langweiliges Leben, als ihnen die Genugtuung zu gönnen, recht zu behalten. Jene Woche – jene verheißungsvolle Woche – verlief zunächst nicht anders. Mittlerweile überrascht es mich, wie man jahrelang derselben Routine nachgehen kann. Vielleicht liegt auch etwas Tröstliches darin – zu viele Veränderungen machen nervös –, und Deepaks morgendliches «Wie geht's», wenn ich meinen Guardian bei ihm kaufte, war ein liebgewordener Meilenstein auf der einförmigen Straße meines

Lebens, den ich täglich passierte.

An jenem Montag hatte ich es vermieden, einen Blick in Sandys Laden zu werfen. Seit ein paar Tagen waren die Schaufenster weiß abgehängt, und am Wochenende hatte jemand ein großes «Zu vermieten»-Schild davor angebracht. Das «Custard» – sie hatte den Laden in einem Anfall von Albernheit nach ihrer Katze benannt, die sie als Kind besessen hatte – war Sandys kleines Schuhgeschäft gewesen. Der Laden hatte sämtliche holistisch denkenden Menschen Leamingtons mit seltsam geformtem, unglaublich klobigem Schuhwerk aus Skandinavien versorgt, und eigentlich hatte ich immer den Eindruck, die Geschäfte liefen gut. Aber vielleicht war die treue Fangemeinde des Custards doch zu klein, um es rentabel zu halten (obwohl es in dieser Stadt genug müslifutternde Jutebeutelträger gab). Die Schließung des Geschäfts, quasi über Nacht, hatte uns anderen Ladenbesitzern an der Paradise Street brutal in Erinnerung gerufen, dass auch wir nur mit Mühe über die Runden kamen. Und unser Vermieter machte uns das Leben ganz sicher nicht einfacher, doch dazu später mehr.

Mein letzter Zwischenstopp auf dem Weg zu meiner Boutique war, wie immer, das Deli gewesen. Der Duft von Kaffee schlug mir verheißungsvoll entgegen, als ich die Tür öffnete. Ein paar Gäste waren schon da, lasen Zeitung und nippten an hohen Gläsern mit Latte Macchiato.

«Hallo, Luce, schönes Wochenende gehabt? Was darf's sein? Eins hiervon?» Sallys Lächeln war breit und freundlich. Sie trug ihr Haar wie immer zu einem unordentlichen Knoten hochgebunden, und ihr silbernen Kreolen schwangen hin und her, während sie ein mit Muffins beladenes Korbtablett bereitstellte. Bis spätestens elf Uhr würde sie all das köstliche Gebäck an ihre hungrigen Kunden verkauft haben.

«Du bist ein verführerisches Biest, aber ich werde standhaft bleiben», hatte ich erwidert, bevor ich einen Caffè Latte mit entrahmter Milch bestellte, wie ich es immer tat und was Sally sehr genau wusste. Doch hielt ich nicht selten beim Verlassen des Delis neben dem Kaffee noch eine Tüte mit einem Muffin in der Hand. Vermutlich habe ich auch an jenem Tag versucht, hinter die Theke zu spähen und zu sehen, ob Richard da war.

«Wo steckt denn dein Bruder? Hat er einen Kater, oder erholt er sich von seiner letzten Orgie?»

Sally hatte gelacht, während sie die Milch aufschäumte. «Beides. Er tut, als hätte er heute Morgen ein enorm wichtiges Meeting mit unserem Steuerberater, aber ich weiß ganz genau, dass das nicht stimmt. Er wurde zuletzt gestern Nacht im Pig & Whistle gesichtet, mit einem sehr hübschen, dünnen Ding am Arm.»

Ich gab ihr das Geld für den Kaffee. «Eigentlich erbärmlich für einen erwachsenen Mann, andererseits musst du zugeben, dass er es eben immer noch drauf hat.»

«Ja, aber ich denke auch, dass es allmählich an der Zeit für ihn ist, erwachsen zu werden.» Sally lachte, und ich winkte ihr zum Abschied.

Als ich durch die Fenstertür meines Ladens linste, entdeckte ich ein paar Rechnungen auf der Fußmatte. Meinen Kaffee in der einen und meine Handtasche in der anderen Hand balancierend, versuchte ich umständlich, aufzuschließen. Mit der Montagspost kommen oft Rechnungen, dazu Werbeprospekte, die Stuhlüberzüge oder Hörgeräte

anpreisen. Heute schien keine Ausnahme zu sein. Ich erwog, die Rechnungen zusammen mit der Reklame in den Müll zu werfen, legte sie stattdessen aber in eine Schublade, wo sie so lange vor sich hin vegetieren würden, bis meine Geldquellen wieder ins Sprudeln kamen und ich sie bezahlen konnte. Nachdem ich die Jalousien hochgezogen hatte, fiel helles Licht in gleißenden Strahlen auf den ausgetretenen Holzfußboden. Gegen zwölf würde die Sonne so weit gewandert sein, dass sie direkt durch das Schaufenster schien, was mir ein wenig Sorgen bereitete. Der gold-grüne Brokatmantel in der Auslage würde dann zwar besonders schön leuchten, aber die Sonne würde den Stoff auch ausbleichen.

Ich vermute, dass auch der Geruch in dem Laden immer derselbe war, doch die Orte, die einem so vertraut sind, kann man selbst oft gar nicht mehr riechen. Meine Freunde sagen, es würde nach Hyazinthen duften, doch das liegt daran, dass ich die Blumen überall aufstelle, sobald die Saison beginnt. Zusammen mit winzigen Narzissen stopfe ich so viele wie möglich in witzige Blumentöpfe, das finde ich wunderschön. Ich hatte immer frische Blumen im Laden stehen, und an jenem Tag roch es nach Lilien, die in der Sommerhitze nahezu im Zeitraffer aufgegangen waren. Der schwere Blütenduft übertünchte nicht ganz den modrig-feuchten Geruch im Laden. Regenwasser war zunächst durchs Dach gedrungen und dann auf eine Kleiderstange mit Jacken im Laden getropft. Mein Bankberater wäre vermutlich der Ansicht, dass die Lilien zu extravagant und teuer waren und ich sie mir besser verkniffen und stattdessen Raumspray verwendet hätte, aber hey – darauf kam es dann auch nicht mehr an. Es hat dem Laden ein gewisses Etwas verliehen, und das Leben ist einfach zu kurz, um ständig vernünftig zu sein.

Oder etwa nicht?

Vermutlich habe ich an jenem Tag die Kleiderstangen und -regale durchgesehen und, wie ich es immer tue, dafür gesorgt, dass die Auswahl an Schuhen, Taschen und Accessoires hübsch präsentiert und nach mehr aussah, als tatsächlich vorhanden war. Mittlerweile finden sich mehr und mehr Stücke meiner eigenen Kollektion im Angebot, aber so war das nicht immer. Ich habe alle meine finanziellen Reserven (und meine Energie) darauf verwendet, aus dem Laden – einer ehemaligen Apotheke – mein Traumgeschäft zu machen. Die wunderbar alten Apothekerschränke waren noch da, aber ich hatte die grässlichen Neonröhren entfernt und durch Kandelaber ersetzt, die ich zusammen mit meiner Mum auf einer Auktion erstanden hatte. Auch das Linoleum habe ich herausgerissen und den Boden geschliffen, bis mir die Finger bluteten.

Zunächst war ich auf Nummer sicher gegangen und hatte nur bewährte Designer ins Sortiment aufgenommen oder wenigstens jene, die gewillt waren, einen winzigen, unbekanntem Laden in Leamington Spa zu beliefern. Nach und nach stellte ich jedoch auch immer wieder meine eigenen Entwürfe im Laden aus. Gut liefen die bewährten Stücke wie stylische, aber tragbare Oberteile und Röcke aus fließendem Stoff. Sie entsprachen auf dem ersten Blick den gängigen Designs und zogen all jene Kunden an, die mich und meine Entwürfe noch nicht kannten. Diese Laufkunden und ihre kleinen, aber kontinuierlichen Einkäufe hatten über die letzten Jahre meine Miete finanziert – aber sonst wenig anderes.

Nur selten wollten diese Kunden ihr Geld in Mäntel oder Kleider meiner Kollektion

investieren. Das hielt sie allerdings nicht davon ab, begeistert die teuren Stoffe zu befingern und die feinen Stickereien zu loben, wie ich immer wieder genervt feststellte.

«Sie sind wirklich talentiert», gurrten sie hier und da, was mich sofort hoffen ließ. Umso enttäuschter war ich dann, wenn sie seufzend meinten: «Aber ich weiß wirklich nicht, zu welchem Anlass ich das tragen soll.» Also gingen sie auf Nummer sicher mit ihrer Party- und Urlaubsgarderobe, und meine Kleider versauerten auf der Stange.

Besonders eine Kundin – die ich insgeheim Mrs. KauftNix nannte – schien es sich zur Gewohnheit gemacht zu haben, immer wieder in den Laden zu kommen und quasi schon auf dem Weg zur Kasse einen Rückzieher zu machen, indem sie sich entweder über den Preis oder den Schnitt des jeweiligen Stücks beschwerte. Also wirklich. Es kam öfter mal vor, dass ich meine Meisterwerke, in Seidenpapier gewickelt und in lächerlich teure Tragetaschen gebettet, an Stammkundinnen verkaufte – meist Freundinnen –, die ihre Kreditkarten gern mit den Worten «Ich weiß, ich sollte das nicht tun» oder «Es ist nicht so, dass ich das tatsächlich brauchte» zückten. Und Gott sei es gedankt, denn ihre Großzügigkeit (und die ihrer Ehemänner) bewahrten Nat und mich vor der Verarmung. Und sorgte dafür, dass mir die Lust am Modedesign nicht verging.

Wie soll ich meine Kleider beschreiben? Die Sachen sind so weit von meiner eigenen Persönlichkeit entfernt wie nur irgendwas. Und ich bin jemand, der sich lieber in ein dunkles Zimmer einsperren lässt, als in einem Raum voller Leute etwas vorzutragen – so schüchtern bin ich.

In der Schule habe ich mich immer über die Mädchen gewundert, die Theater gespielt und den Applaus und die Aufmerksamkeit im Rampenlicht so geliebt und genossen haben. Ich war diejenige, die sich lieber im Hintergrund gehalten und am liebsten am Bühnenbild mitgewirkt und die Kostüme entworfen hat. Vermutlich ist es total uncool, gern zu nähern – wenigstens war es damals so, weshalb ich meine Faszination dafür für mich behielt, als sei es ein Laster. Doch der Kostümfundus der Schule war mein persönliches Paradies. Zwischen den Regalen voller Hüte und Schuhe, Schals und Stoffe konnte ich dem Alltag entfliehen und in einen endlosen Ozean der Phantasie und Inspiration abtauchen.

Ich habe bei allen Schultheateraufführungen mitgeholfen, und während die Schauspieler im ersten Stock ihre Texte probten, nähte ich bis spätabends Gehröcke und viktorianische Roben aus billigem Futterstoff.

Selbstredend war es damit nach meiner unglücklichen Beziehung zu Neil Bartlett vorbei. Wie auch meine gesamte Schullaufbahn, um genau zu sein. Doch kann man mit Fug und Recht behaupten, die kurze Zeit am Schultheater sei der Ursprung meiner Entwürfe gewesen. «Dandy-Style» nennt meine Freundin Tamasin den Schnitt meiner Mäntel. Vermutlich deshalb, weil die Dreiviertellänge und die bestickten Aufschläge ein wenig an die viktorianische Mode erinnern. Ich hatte schon immer eine Schwäche für üppige Stoffe gehabt, je kostbarer, desto besser. Nat kann ein Liedchen davon singen. Wann immer wir zusammen Urlaub machten – was nicht besonders oft vorkam –, musste er immer irgendwo auf mich warten, während ich die Märkte nach Stoffen und Vintage-Klamotten durchkämmte. Um ihn zu versöhnen und die Wartezeit wiedergutzumachen, habe ich Unsummen für Eis ausgegeben. Ich erinnere mich noch gut an eine Reise nach Frankreich, wo wir auf einem billigen Campingplatz übernachteten, ewig weit von

sämtlichen Attraktionen für Achtjährige entfernt. Ich schleppte Nat auf der Suche nach ein paar schönen Bändern und Knöpfen von einem Flohmarkt zum nächsten, und auf dem Rückweg nach Hause musste ich ein Vermögen hinblättern für einen Tag im Disneyland Paris.

Armer, kleiner Nat. Kein Wunder, dass Roy Lichtenstein zu seinen Lieblingskünstlern gehört und er sein Zimmer komplett mit Ikea-Möbeln eingerichtet hat.

Also, so viel zu meinem Laden. Mein ganzer Stolz, in dem ich mich verschanze wie eine Figur aus einem Märchen von Hans Christian Andersen. Während ich nähe, warte ich auf das Geräusch der Türklingel und darauf, dass jemand hereinkommt. Dann geht mein Puls schneller in der Hoffnung, dass ich etwas verkaufen kann. In jener Woche, daran erinnere ich mich noch genau, war ich dabei, ein Kleid mit passendem Mantel für Tamasin zu entwerfen. Harriet, ihre hübsche Tochter, hatte sich kürzlich einen reichen Banker geangelt und war so knapp an einer Karriere als Schnittchen-Schmiererin für Gala-Abende vorbeigeschrammt. In ein paar Wochen würde sie auf den Kirchenaltar zuschweben, und Tamasin hatte mich damit beauftragt, aus ihr die hinreißendste Brautmutter nördlich der M4-Autobahn zu machen. Ausnahmsweise war ich einmal dankbar dafür, dass es im Laden ruhig war – jeder einigermaßen vernünftige Mensch würde sich im Victoria Park in die Sonne setzen –, denn so konnte ich mich ganz meiner Aufgabe widmen. Es war eine ziemliche Tüftelarbeit, und ich hatte mir bereits mehrmals in den Finger gestochen.

Um sechs Uhr abends war mein Rücken steif, und mir taten sämtliche Gliedmaßen weh vom stundenlangen Sitzen. Am Mittwochabend schließlich hatte ich dermaßen die Nase voll von der Stickerei und der Tatsache, dass der Gehrock für eine Hochzeit bestimmt war – warum war es mir nie vergönnt, die Brautjungfer oder die verdamnte Braut zu sein? Normalerweise neige ich nicht zu Selbstmitleid, was Beziehungen angeht – es sei denn, mir fällt wieder ein, wie lange ich schon keinen Sex mehr gehabt hatte –, aber die Sommerhitze und die Fummelarbeit an dem Mantel hatten mir zugesetzt. Daher war die Aussicht auf ein wohlverdientes Glas gekühlten Wein im Deli äußerst verlockend. Außerdem gab es nichts und niemanden, der zu Hause auf mich wartete.

## Kapitel 2

Der Rest der Clique aus der Paradise Street hatte sich bereits im Deli versammelt. Unsere wöchentlichen Treffen halfen Sally und Richard dabei, über die Runden zu kommen – wir waren so eine Art Aktionsbündnis zum Erhalt der ortsansässigen Geschäfte – der reine Einzelhandelskommunismus! Das Schild in der Eingangstür war umgedreht, sodass es nun auf «Geschlossen» stand. Die anderen saßen um einen Tisch im hinteren Teil des Ladens, neben einem weit geöffneten Fenster, das auf eine winzige Terrasse hinausführte. Einige Weinflaschen standen bereits geöffnet auf dem Tisch.

Wir waren ein bunt durcheinandergewürfelter Haufen. Im Lauf der Jahre waren ein paar Gestalten hinzugekommen oder auch wieder verschwunden oder weggezogen, als sie ihre Geschäfte schließen mussten, aber der harte Kern war unverändert geblieben. Wir waren zu einer eingeschworenen kleinen Gemeinde geworden, die sich in der Not half (umso schockierender war es gewesen, als Sandy ohne ein Wort einfach wegblieb). Über genau diese Verbindung hatte ich Richard und Sally damals selbst kennengelernt. Ich hatte gerade den Laden übernommen und war dabei, ihn ein wenig herzurichten für die große Eröffnung: ein paar Freunde, eine Flasche warmer Weißwein und ein Kleiderständer mit Vorführstücken, die ich von meinem Gründungskredit erstanden hatte. Nachdem ich es endlich geschafft hatte, die eingerostete Markise aus ihren Streben zu ziehen, hatte ich begonnen, den verdreckten gestreiften Stoff mit einer alten Waschbürste und Seifenwasser sauber zu machen. Leider hing die Markise ein bisschen zu hoch, und so troff das Wasser von dem Stoff herunter auf meinen Kopf, bis mein Haar vollkommen durchnässt und von meiner Würde nichts mehr übrig geblieben war.

«Kann ich irgendwie helfen?» Mit einem Mal hatte Richard neben mir gestanden – groß und dunkelhaarig und mit Lachfalten in den Augenwinkeln. Er musterte mich von oben bis unten, und ich erinnere mich, wie ich mir das Haar aus dem Gesicht strich, was an meiner tropfnassen Erscheinung wohl nicht viel veränderte. Erleichtert stellte ich fest, dass er nicht allzu schick gekleidet war – mittlerweile weiß ich natürlich, dass Richard sich nie schick macht –, und reichte ihm erleichtert die Bürste.

«Sie sind ja groß genug, um da oben dranzukommen. Ich glaube, da liegen ungefähr dreihundert Kilo Dreck.»

«Inklusive der viktorianischen Vogelscheiße», erwiderte er lachend und streckte den Arm aus, um die Markise abzubürsten.

«Vielleicht sollten wir das British Museum benachrichtigen», hatte ich geantwortet. Dieser freundliche Mann war mir sofort sympathisch, und seine Erwidderung bestand aus einem breiten Lächeln, einem Lächeln, das mir im Lauf der Zeit so wunderbar vertraut geworden ist.

Als er fertig war, hatte er sich mir vorgestellt und mich auf einen stärkenden Kaffee ins Deli eingeladen. Er habe es vor einem Jahr mit seiner Schwester Sally eröffnet, erzählte er. Von diesem Augenblick an waren wir drei enge Freunde geworden, und an den Wochenenden fuhr ich oft auf Richards Boot mit, wo er mir lautstark das Segeln beizubringen versuchte. Sally warf mir dann immer ein mitleidiges Lächeln zu. Sie nannte

Richard «Captain Bligh», wie den Kapitän der legendären Bounty, und meinte, ich solle eine Meuterei anzetteln. Richard ist nicht nur ein begnadeter Skipper, er ist auch abenteuerlustig. Und obwohl ich ihm gelegentlich bei einem Wochenendtrip zur Hand ging, war es ihm nie gelungen, mich zu einer Segeltörn über das Mittelmeer zu überreden. Ich hatte zu viel Angst um meine eigene Sicherheit und um meinen halbwüchsigen Sohn, der zu Hause auf mich wartete. Irgendwann dann bettelte Nat, auch mal mitsegeln zu dürfen, was er seitdem schon oft getan hat.

An jenem besagten Mittwochnachmittag war auch Gaby im Deli. Ihr üppiger Busen, dessen Ausmaß durch das bestickte Bustier ihres blauen Batikkleides noch betont wurde, ruhte auf dem Tisch. Gaby ist die Besitzerin von «Pet's Corner», einer kleinen Zoohandlung, die sich – Überraschung! – an der Ecke der Paradise Street befindet. Das Geschäft gibt es schon, solange ich denken kann. Als kleines Mädchen habe ich stundenlang vor dem Käfig mit Meerschweinchen gestanden, obwohl ich ganz genau wusste, dass es sinnlos war, darauf zu hoffen, dass meine Mutter nachgeben und mir eines kaufen würde. Gabys Stimme und ihr Temperament sind so mächtig wie ihre füllige Figur. Früher hat sie mir Angst eingejagt und tut es bisweilen noch immer. Die Tatsache, dass sich das Pet's Corner bis heute hält, ist der Beweis dafür, wie abgöttisch die Briten ihre Haustiere lieben.

Zu ihrer Linken saß der ergraute Martin, Bart- und Brillenträger, der ein kleines, aber sehr erfolgreiches Fliesengeschäft betreibt. Es lag zwei Häuser von meinem Laden entfernt. In Zeiten der großen Baumärkte ist es ziemlich erstaunlich, wie gut Martin sich hält. Das Geheimnis seines Erfolgs liegt wohl darin, dass er ein sicheres Gespür dafür hat, was sich seine gut betuchte Klientel für ihre prunkvollen Altbauten wünscht, die mit ihren gusseisernen Öfen und hypermodernen Badezimmern das Stadtbild unseres kleinen Midlands-Städtchens prägten. Jedes Jahr reist Martin durch Europa und Nordafrika und kehrt mit den schönsten handgefertigten Fliesen zurück, triumphierend wie ein Karawanenführer aus vorchristlicher Zeit. Er hat dann außerdem ein paar ganz großartige Weine im Gepäck, die wir, die Paradise-Street-Clique, dann immer gern mit ihm testen. Martin ist ein väterlicher, fürsorglicher Typ, und ich befürchte, dass er unsere wöchentlichen Treffen deshalb so genießt, weil sie ihm einen guten Vorwand liefern, nicht zu seiner herrischen Ehefrau nach Hause fahren zu müssen.

Neben Martin saß Fen. Klein, dicklich und ein wenig wichtigtuerisch. Fen ist selbst erklärter Experte für alles und wird dafür unablässig von uns anderen aufgezogen. Am meisten von Richard, der sich gern einen Spaß daraus macht, ihn zu einem Thema zu befragen, mit dem er sich selbst vermutlich am besten auskennt, um sich dann zurückzulehnen und sich von einem toderntesten Fen alles ausführlich erklären zu lassen. Fen ist Inhaber eines Eisenwarenladens, in dem es nach Öl und Holz riecht und in dem man so gut wie alles bekommt. Wie er es geschafft hat, trotz der Baumarktketten zu überleben, ist uns ein Rätsel, aber seine Kundschaft bleibt ihm treu und ersteht ihre standardisierten Badewannenstöpsel und Nägel weiterhin bei ihm. Die Tatsache, dass es sich bei Fens Geschäft um ein Familienunternehmen in der x-ten Generation handelt, ist sein wichtigstes Werbeargument. Sein Vater, eine beeindruckende Gestalt mit Brille und dünnem Schnurrbart, war vor ein paar Jahren gestorben, aber wie in der Seifenoper Open



All Hours ließ Fen alles so weiterlaufen wie bisher.

Sally saß neben Deepak, dem Besitzer des Kiosks. Sallys Freund, der reizende Karl, arbeitet in London, weshalb sie zu Hause niemand erwartete und sie gern mit uns den Abend ausklingen ließ. Sie hatte ihre Schürze abgelegt, und ihr blümchenbedrucktes Kleid hing locker an ihrem Körper, der so schlank und drahtig war wie der ihres Bruders. Dieser stellte gerade kleine Schälchen mit Nüssen, Oliven und Artischockenherzen auf den Tisch. Dann drehte er sich um und umarmte mich, wie er es immer tat.

«Oh, nicht so fest, mir tut alles weh!»

«Haben dir die Heinzelmännchen heute etwa nicht geholfen?» Er lachte aus vollem Herzen. Ich denke, dass ihn die Vorstellung von mir als armer, viktorianischer Näherin, die nichts mit ihrer Schufferei verdient, durchaus amüsiert – als sei ich das kleine Mädchen mit den Schwefelhölzern. Aber ich nehme es ihm nicht krumm, weil er oft zur Mittagszeit bei mir im Laden auftaucht, die lange grüne Schürze noch umgebunden, und mir ein üppig belegtes Sandwich bringt und ohne ein Wort wieder abrauscht, um die Gäste in seinem Deli zu bedienen.

«Wie geht's dir nach deinem ... äh ... aufregenden Wochenende?», fragte ich ihn frech, woraufhin er vielsagend die Augenbraue hochzog.

«Ich bin nun mal der Schwarm aller Frauen. Was soll ich noch sagen?»

Schnaubend setzte ich mich und trank einen großen Schluck von dem eiskalten Wein, den Martin mir eingeschenkt hatte. Ich lehnte mich entspannt zurück. Ich war unter Freunden. Das Leben war gut.

Meistens liefen unsere Gespräche gleich ab: Wir beglückwünschten diejenigen, die in der vergangenen Woche gute Umsätze gemacht hatten, und wir anderen beklagten uns über Kosten und Rechnungen. Doch an jenem Abend war die Stimmung angespannt. Martin hüstelte, um sich Gehör zu verschaffen.

«Also dann», begann er, nahm eine Handvoll Nüsse und warf sie sich in den Mund. «Wir haben eine Antwort von Sayers bekommen.» Allgemeines Aufstöhnen. «Er schreibt, ich zitiere, <Selbstverständlich steht Ihnen das Recht zu, einen Prozess anzustreben, doch ich möchte Sie darauf hinweisen, dass die Pacht- und Mietzahlungen in einer meiner weiteren Immobilien in der Paradise Street in beidseitigem Einverständnis dem aktuellen Niveau entsprechend angehoben wurde. Dies stellt unwiderlegbar den Beweis für den Sinn einer solchen Maßnahme dar.>»

«Großkotz», murmelte Gaby.

«Hört euch das hier an», fuhr Martin fort. «<In Kürze werden auch die verbleibenden Mieter über die Mieterhöhung informiert werden.>»

Mein Magen zog sich zusammen. Das Schreiben bestätigte, was wir schon lange befürchtet hatten. Hier eine kurze Zusammenfassung der Geschichte: Während wir im Verlaufe der letzten zwanzig Jahre unsere Geschäfte in der Paradise Street eröffneten, waren unsere Vermieter Fitch & Wakeling gewesen, zwei ortsansässige Geschäftsleute, die schon zu Zeiten von Noahs Arche in Leamington gelebt hatten. Der alte Fitch war vor ein paar Jahren gestorben, und als ihm Mr. Wakeling kurz darauf folgte, wurde die Immobilienagentur an den aalglatten Mr. Sayers verkauft. Wir waren in einem Schreiben darüber informiert worden, dass sich selbstverständlich nichts ändern würde, man unsere

Mieten jedoch einer genauen Prüfung unterziehen müsste. Als ob wir uns das nicht selbst hätten denken können. Wir hatten ängstlich ausgeharrt, überzeugt, dass unsere Mieten ansteigen würden, doch keiner von uns hatte eine Vorstellung davon gehabt, wie viel Geld Sayers am Ende verlangen würde. Unsere monatlichen Zahlungen waren bereits hoch, da wir alle spezielle Mietverträge unterzeichnet hatten, die besagten, dass der Vermieter für die Nebenkosten zur Gebäudeinstandhaltung aufkam, eine Verpflichtung, der Fitch & Wakeling stets anstandslos nachgekommen war, Sayers hingegen nur sehr zögerlich.

«Was soll das heißen, <in beidseitigem Einverständnis?>», fragte Deepak stirnrunzelnd. «Sandy kann er nicht meinen, sie ist schon lange weg.»

Gaby lehnte sich mit ernster Miene vor. «Ich vermisse sie. Ich hatte ja keine Ahnung, dass es so schlecht um ihr Geschäft stand. Eigentlich wirkte sie ganz guten Mutes, und dann war sie von einem Tag auf den nächsten verschwunden. Vielleicht hat die Bank mit Zwangsvollstreckung gedroht, aber sie ist so schnell auf und davon mit ihren klobigen Schuhen, dass wir sie nicht mehr fragen konnten.»

«War nicht ihre schlechteste Idee», murmelte Martin. Er war eher der geschneigte Typ, der sogar die Sohlen seiner Schuhe polierte. Nicht gerade Sandys Zielgruppe.

«Was hat es denn nun zu bedeuten?», insistierte Deepak.

«Er will uns sagen, lieber Deepak, dass einer von uns klammheimlich der Mieterhöhung zugestimmt hat.» Gaby ließ sich schwungvoll in ihren Stuhl zurückfallen und nahm einen großen Schluck Wein. Seit die große Zoohandlung neben dem Sainsbury's-Supermarkt aufgemacht hatte, bekam sie den Kundenrückgang besonders schmerzhaft zu spüren.

«Vielleicht Henry?», schlug Fen vor. Henry, ein griesgrämiger Ire, war Inhaber eines lebhaften Pubs zwischen Paradise und Regent's Street, weswegen er nicht zu unserer Clique gehörte. «Bestimmt. Ihr wisst doch, wie egoistisch er ist, auch wenn er es sich eigentlich nicht leisten kann.»

Martin seufzte. «Er schwört, dass er es nicht gewesen ist. Ich habe ihn direkt darauf angesprochen, aber ich traue ihm nicht über den Weg.»

Richard hörte vom Tresen aus zu, wo er gerade sauber machte. Dann setzte er sich auf einen Stuhl neben mich und goss sich ein großes Glas Wein ein. «Ein Prozess ist ja gut und schön, aber er wird uns teuer zu stehen kommen», meinte er. «Ich habe heute Morgen mit meinem Anwalt gesprochen. Wenn wir verlieren, ist jeder von uns mehrere Tausend Mücken los.»

Kollektives Aufstöhnen wurde laut.

«Dabei hat Sayers noch nicht mal die verdammte Regenrinne reparieren lassen.» Sally rieb sich müde die Augen.

Martin warf den Brief auf den Tisch. «Zum Schluss hat er noch geschrieben, dass er aus <Sicherheitsgründen> die Zufahrtsstraße dichtmachen will, was bedeutet, dass ich dort nicht länger parken kann und die Lieferwagen nicht mehr durchkommen werden.»

«Alles bewährte Methoden, um uns in die Knie zu zwingen.» Richard zuckte mit den Schultern. «Möchte noch jemand Wein? Luce, hat er eigentlich schon dein Dach reparieren lassen, nachdem es reingeregnet hat? Hast du noch mal dort angerufen?»

«Äh.» Natürlich hätte ich versuchen müssen, anzurufen, aber Sayers' Sekretärin wachte

wie der Höllenhund über den Eingang zur Unterwelt und hatte mich schon so oft mit «Der Handwerker ist beauftragt, und mehr kann ich auch nicht tun, Miss Streeter» abgefertigt. Mittlerweile traute ich mich nicht mehr, anzurufen und nachzufragen.

«Gehe ich recht in der Annahme, dass das ein <Nein> ist?», frotzelte Richard.

«Ja, ich meine, nein, aber ich habe es vor», stotterte ich. Der Gedanke an die Zukunft war mit einem Mal ziemlich besorgniserregend. «Ich mag mir gar nicht vorstellen, dass wir alle unsere Läden dichtmachen müssen. Ich meine, klar könnte ich irgendwo anders hinziehen, wenn es sich nicht vermeiden ließe, aber was ist mit euch beiden?» Ich blickte Sal und Richard an. «Ihr habt so einen tollen Laden hier, und die Leute kennen euch. Ihr werdet nirgendwo in der Stadt einen ähnlich guten Standort finden.»

«Was glaubst du, Sal?» Richard lächelte seine Schwester an. «Sollen wir einfach alles hinwerfen? Du heiratest Karl, und ich segle über die Weltmeere. Das ist sowieso schon immer mein großer Traum gewesen. Ich auf einer Yacht in einem karibischen Hafen, und dazu eine schöne Frau im Arm.» Ein wunderbares Bild tauchte vor meinem inneren Auge auf. Wie himmlisch wäre das? Kurz überlegte ich, wie seine glamourösen Freundinnen es wohl fänden, das Deck schrubben zu müssen ...

Fen lehnte sich mit besorgter Miene vor. «Richard hat recht, Sally. Obwohl ihr euer Geschäft vermutlich schon auf die andere Seite der Stadt verlegen könntet. Dort sind die Mieten niedriger. Oder vielleicht nach Warwick? Ich habe gehört, dass dort ein paar Läden auf dem Markt sind.»

«Was? Nachdem wir so lange gebraucht haben, um das Deli hier aufzubauen und es mit all den Kaffee Ketten aufgenommen haben? Nein danke. Und das hat nichts mit Karl zu tun.» Sallys Miene zeigte reine Abscheu. Sie wischte sich rasch über die Augen, um die paar Tränchen zu verbergen, und blickte aus dem Fenster, bis sie ihre Fassung zurückgewonnen hatte. Richard beugte sich vor und tätschelte ihr das Knie.

«Das war ja bloß ein Scherz», meinte er sanft. «Ich werde genauso strikt gegen Sayers vorgehen wie du. Mein Anwalt prüft gerade, ob unser Rechtsschutz ausreicht, und mein Kumpel Rob ist Gutachter in Birmingham. Den werde ich gleich anrufen.»

Martin stürzte seinen Wein hinunter. «Ich muss jetzt los.»

«Zerrt das holde Weib an der Kette?», murmelte Richard so leise in sich hinein, dass nur ich ihn verstehen konnte.

Martin erhob sich. «Vergesst meine Präsentationsparty nicht, okay?»

Gaby bewegte ihre Körperfülle auf dem Stuhl hin und her. «Worum geht's denn dieses Mal, Martin? Noch mehr Fliesen aus der Toskana, die du mit zweihundert Prozent Aufschlag verscherbelst?»

Martin zwinkerte ihr zu. «Na klar! Aus Marokko, um genau zu sein. Ich brauche sämtlichen moralischen Beistand, den ich kriegen kann, um die Leute zu überzeugen, etwas zu kaufen. Dann habe ich wenigstens eine Chance zu überleben, falls Sayers es schafft, uns rauszuekeln.»

Ich machte mich kurz nach Martin auf den Weg nach Hause. Meine Mum hatte eine Nachricht auf dem Anrufbeantworter hinterlassen, im Fernsehen gab es nichts Besonderes und in meinem Kühlschrank schon gar nicht. Ich war ein wenig beschwipst von dem Wein, als ich in meinen Schlafanzug schlüpfte und mein Buch mit ins Bett nahm. Ein bisschen

Gesellschaft braucht doch jede Frau, nicht wahr?